

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 63 (1959-1960)
Heft: 7

Artikel: Fröhliche Armut. Teil 3
Autor: Waggerl, Karl Heinrich
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-667856>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 23.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

ARMUT

Begreiflich, dass mich ein solches Angebot sofort aus meiner stummen Rolle fallen liess. Aber wenn dieser Herr meinte, er könne sich die Sache mit Kalenderscherzen leicht machen, etwa mit dem Vogel, der weder Federn noch Flügel hatte, so irrte er. Gleich war der Spassvogel durchschaut und musste sein erstes Ei in meine Hand fallen lassen. Eine zweite Nuss bürste er für den Knecht ein, der keinen Lohn bekommt, den Stiefelknecht. Gut soweit. Wusste ich etwa auch, was nur ein Toter verzehren konnte, aber kein Lebender, ohne daran zu sterben?

Das war schwierig, auch das Fräulein schüttelte nur heimlich den Kopf.

Nichts essen die Toten, sagte der Mann und steckte eine Nuss in seine Tasche zurück. Freilich verlor er sie im Handumdrehen wieder für den Kartenkönig ohne Land und das verdross ihn sehr. Erst beim nächstenmal glückte es ihm wieder besser, weil ich mich verwirren liess und nicht daran dachte, dass ein Loch natürlich kleiner wird, wenn man zugibt, und um so grösser, je mehr man wegnimmt.

Drei Nüsse also auf jeder Seite, und nun sollte es ums Ganze gehen, alle sechs oder keine! Was ist das, hörte ich fragen: es schlägt und hat doch keinen Stock! Ich wusste gleich, dass er die Wanduhr meinte, aber klang das nicht gar zu nah, un schlüssig schielte ich nach der Lehrerin hinüber und als ich sah, wie sie mir zunickte und dabei ihre Hand vor dem Gesicht hin und her bewegte, da war es nicht mehr schwierig, der Falle auszuweichen. Das ist unser Fräulein, sagte ich siegesgewiss.

Daraufhin konnte sich die Lehrerin nur eben noch an die Wand lehnen, und der Mann zerbarst beinahe an seinem Gelächter. Die sechs Nüsse zahlte er mir redlich aus, und damit Gott befohlen. Weiter wollte er sich auf nichts mehr einlassen.

9. Kapitel

Damit die schulfreien Sommerwochen nicht ganz unnütz vergeudet würden, entschloss sich die Mutter, mich zu meinem Taufpaten zu führen und ihn zu bitten, er möchte mich für einen Laufburschen in seine Dienste nehmen. Der Pate war ein vornehmer Mann und so unermesslich reich, dass es ihn beinahe um den Verstand brachte. Er betrachtete mich lange schweigend mit einer angewiderten Miene, als hielte er es für unmöglich, dass er jemals auch nur zum Scheine mitgewirkt haben könne, einem so kümmerlichen Gewächs ins Leben zu helfen. Aber gottähnlich auch in seiner Grossmut erbarmte er sich endlich doch, ein stummes Kopfnicken reichte hin, mich mit einer prachtvollen Uniform auszustatten, himmelblau und mit zweiunddreissig silbernen Knöpfen verziert.

Aber dieses Prunkgewand war nur das erste Glied in einer langen Kette der Trübsal. Es begann damit, dass ich das Frühstück für den Oberkellner aus der Küche bringen sollte. Leicht gesagt, schon auf der halben Treppe entschlüpfte mir die Buttersemmel. Ich fing sie zwar gleich wieder ein und klemmte sie unter den Arm, aber das Flüssige war nicht einfach zu bändigen. Je ängstlicher ich in die Tasse starrte, desto schneller entleerte sie sich über meinen verbrühten Daumen, und als ich endlich ans Ziel gelangte, wollte wiederum der Oberkellner seinen Kaffee nicht vom Teller schlürfen, er schaffte das ganze Unheil kurzerhand mit einer Ohrfeige aus der Welt.

Nachher stellte man mich am Eingang hinter die Flügeltür. Es wurde mir aufgetragen, sie mit einer Verbeugung zu öffnen, sobald jemand das Haus betreten oder verlassen wollte. Aber auch dieses Geschäft glückte mir nur selten. Entweder scheuten die Gäste erschrocken zurück, weil ich ihnen plötzlich meinen Kopf in den Magen bohrte, oder ich beförderte sie zu rasch, indem ich ihnen die Tür auf die Fersen fallen liess.

Dabei fand ich keinen Augenblick Ruhe, jedermann schalt mich, jeder rief nach mir. Ich rannte die Treppen auf und ab und verirrte mich auch noch in den weitläufigen Gängen, und so ver-

wünschen fühlte ich mich nach und nach, so bis in den Grund hinein verzweifelt und elend, dass ich zuletzt in die tiefste Tiefe des Hauses flüchtete und in den Gemüsekeller kroch. Dort durfte ich endlich mein Herz in bitteren Tränen ausschütten, ich wollte überhaupt nur noch sterben. Nicht augenblicklich vielleicht. Eine Weile konnte ich ja noch von den Rüben zehren, bis mich die Mutter fand und auf den Armen nach Hause trug, wie sie es früher manchmal getan hatte, wenn mir ein Leid geschehen war.

Nun, die Mutter kam freilich nicht, eine Küchenmagd entdeckte mich hinter Körben und Fässern. Um diese Zeit war mir aber schon wieder viel wohler, denn es gab nicht nur Rüben im Keller. Die Magd zog mich heraus und sprach mir freundlich zu, während sie mich schneuzte und säuberte, sie wusste gleich Bescheid. Das ginge alles vorüber, meinte das Mädchen, es sei nur anfangs so schlimm, später nicht mehr, und sie sagte mir auch ihren Namen, als ob es ein Trost für mich sein, dass sie Anna hiess.

Aber es war wirklich ein Trost. Seit ich nur einen vertrauten Menschen im Hause wusste, entdeckte ich allmählich, dass mir eigentlich auch alle anderen nicht übelwollten. Denn im Grunde hatten wir alle das gleiche zu fürchten: einen gemeinsamen Feind, den Gast. Wie Ameisen in ihrem Bau, so liefen wir Tag und Nacht durcheinander und umsorgten diese vielgestaltigen und doch so einförmigen Wesen. Unablässig mussten sie gefüttert und getränkt und gebadet werden, in die Sonne gebettet und gleich wieder in ihre Kammern zurückgeschleppt, sobald sich ein leisestes Windchen regte. Das geschah aber nicht etwa aus zärtlicher Neigung, sondern nur, um ihnen etwas zu entlocken, was sie nur bei guter Laune von sich gaben, Ausschwitzungen von Silber sozusagen, die sogleich versiegten, wenn sie in Aufregung gerieten.

Manche unter den Gästen waren wirklich krank, die kauerten stundenlang im Rollstuhl, erbärmlich mager und welk, und nur in den Augen brannte noch eine matte Glut. Es lag etwas unheimlich Saugendes in ihrem Blick, Argwohn vielleicht oder Angst. Andere humpelten ruhelos auf ihren Stöcken umher, oder sie standen auch wieder lange still und blickten hinter sich und dankten mit einem traurigen Lächeln, wenn man ihnen sagte, dass es nun doch schon viel besser ging. Ja, freilich, wieder ein paar Schritte mehr, aber wozu eigentlich, wohin?

Es gab welche, die niemals klagten und trotzdem viel nachlässiger behandelt wurden als solche, die uns ständig in Atem hielten, weil sie gleichsam mit dem Sprengpulver ihrer Langeweile geladen waren und plötzlich wie Knallfrösche zu toben begannen. In solchen Fällen erschien der Pate persönlich, um den Aufruhr zu dämpfen. Er winkte mich unterwegs mit dem Finger zu sich und was immer der Grund sein mochte, eine fleckige Tapete oder ein verspäteter Brief, ich wurde dem Gast als Sühneopfer angeboten. Es lag allein bei ihm zu entscheiden, ob ich auf der Stelle entlassen oder wegen meiner aufrichtigen Zerknirschung noch einmal begnadigt werden sollte. Gewöhnlich schlug dann der Handel zu meinen Gunsten um. Ernstlich ermahnt, aber mit einem Silberstück wieder aufgerichtet, durfte ich ein besseres Leben beginnen.

Weil ich mich so anstellig zeigte, und damit er mich immer zur Hand hätte, übertrug mir der Pate das Amt, den Aufzug zu bedienen. Dieses Gerät besass ein empfindsames Gemüt und seinen eigenen launischen Willen, wie alle Maschinen in jener Morgenzeit ihrer Erfindung. Meinen Vorgänger, der das Unglück hatte, ihm zu missfallen, quälte der Aufzug mit der Unversöhnlichkeit eines Elefanten zu Tode. Immer einmal raste er krachend und splitternd gegen die Decke oder er verspreizte sich im Schacht und überliess es ungeführt der Feuerwehr, die Fahrgäste vor dem Verhungern zu retten. Wenn man aber seine Zuneigung gewann, fügte er sich fromm und willig jedem Wink des Lenkseiles, man konnte selig, wie ein Cherub auf der Wolke, zwischen Himmel und Erde auf- und niederschweben.

Von nun an war ich den ganzen Tag in meinem Prunkgerät aus Gold und Samt unterwegs, unzugänglich erhaben in meiner Würde und ohne Mitgefühl für meinen Nachfolger, der jetzt seinen Leidensweg mit der Kaffeeschale antreten musste.

Nur wenn wir uns im Flur versammelten, um einen Gast zu verabschieden, stellte ich mich immer als letzter in der langen Reihe an die Flügeltür, und das mit gutem Grund. Wenn nämlich die Quelle des Trinkgeldes vom Oberkellner herab bis zum geringsten Stubenmädchen zusehends spärlicher in die vorgestreckten Hände tropfte und schliesslich ganz zu versiegen drohte, dann bewirkte ein unmerkliches Zögern meinerseits, ein Räuspern, ein seidenglattes und heuchlerisches «Auf Wiedersehen», dass auch der Harthörigste noch einmal innehielt und sein Letztes in allen

Taschen zusammensuchte, um nur endlich aus der Tür zu kommen.

Oh, ich war nicht mehr ganz unerfahren und für mancherlei zu gebrauchen. Einmal rief mich der Pate zu sich in sein innerstes Heiligtum. Wir, sagte er, als sei ich gar kein Ich, sondern nur ein Anhängsel, ein nebensächlicher Bestandteil seiner selbst —, wir säubern uns jetzt die Fingernägel und dann melden wir uns auf Nummer 33 zum Vorlesen!

In diesem Zimmer wohnte ein Gast, den wir nur den Geier nannten, wegen des zerzausten Pelzes, den er ständig trug, und weil er mit seinem mageren Hals und den hämisch funkelnden Augen über der ungeheuren Hakennase wirklich wie ein riesiger Vogel aussah.

Der Geier wies mich also wortlos in einen Stuhl am Fenster, er legte mir ein gewichtiges Buch auf die Knie und ich begann ungescheut meine Kunst zu üben. Aber nach einer Weile unterbrach er mich — was war das, fragte er, wie sagtest du eben?

Nun, so und so, deutsch oder welsch, ich hielt dafür, dass man den Buchstaben so nehmen müsse, wie er gedruckt stand, einerlei, ob die Sache dann auch zu begreifen war, das lag bei Gott. Der Geier hingegen fand von einer ganz anderen Seite her Gefallen an meiner Art, die Schrift auszu-legen. Er umflatterte mich krächzend und sträubte sein Gefieder vor Entzücken darüber, dass es meiner Einfalt so leicht gelang, einen Weisen dieser Welt zum Narren zu machen. Ich konnte ja seine Heiterkeit nicht durchaus teilen, aber noch jahrelang war ich der Meinung, es habe einst einen Mann namens Kant gegeben, der dicke Bücher voll der unterhaltsamsten Spässe schrieb.

In der stillen Mittagszeit oder am späten Abend besuchte ich Anna, um ihr ein wenig bei der Arbeit zu helfen. Ich spülte Silberzeug und Geschirr, dafür schob sie mir zu, was die Gäste auf den Tellern liegen liessen, Kuchen- und Bratenresten durcheinander, Süßes und Saures. Wählerisch war ich nicht, und was die Menge betraf, so wartete die Freundin vergeblich auf einen Seufzer der Befriedigung. Sie sah nur mit Grausen, wie sich nach und nach die Knöpfe an meiner Jacke zu spreizen begannen und dann schickte sie mich wieder fort, aus Angst, ich könnte vor ihren Augen zerplatzen.

Aber ich setzte dennoch kein Fett an. Mein rastloser Lebenseifer zehrte an mir, und zudem

eine erste heimliche Leidenschaft, weil ich mich in ein überaus hässliches, dünnbeiniges Mädchen verliebt hatte. Dieses Geschöpf verwirrte mich unsäglich mit seinen Launen. Ich hasste es in-brünstig, weil es so hochmütig war, so boshaft und unberechenbar und dennoch versank ich so-gleich in einer seligen Betäubung, wenn ich es nur von weitem hörte. Wir konnten freilich nie mit-einander reden. Mein beklommenes Herz war keiner Worte fähig, und was mein Mädchen sagte, verstand ich nicht, dieses seltsame Gezwitscher in seiner fremden Sprache. Aber ihm zu Gefallen fuhr ich den Aufzug fast zuschanden und einmal kaufte ich für teures Geld eine Korallenkette beim Uhrmacher, ein gänzlich nutzloses Ding, das sich nach und nach in meiner Hosentasche zerkrümelte.

Es kam der Herbst, Nebel und Kälte vertrieben die letzten Gäste. So wie die prunkvollen Portale mit Brettern verschlagen wurden, musste auch ich mein blaues Gewand ausziehen und wieder in meinen alten Röhrenhosen zur Schule gehen. Im stillen hoffte ich, dass es mir glücken werde, un-bemerkt in meiner Ecke sitzen zu bleiben, aber dem war nicht so, wir zogen alle in eine neue Schulstube und dort gab es überhaupt keine Esels-bank. Der Lehrer meinte, es sei nur dem lieben Gott und der unbeseelten Kreatur vorbehalten, nichts zu lernen, wir anderen müssten trachten, uns mit Fleiss und gutem Willen in der Mitte zu halten.

10. Kapitel

Ungefähr aus dieser Zeit ist eines von den Bildern erhalten geblieben, die der Vater von Jahr zu Jahr herstellen liess, vielleicht um sich seine bewegte Familie einmal übersichtlich geordnet vor Augen zu führen. In der Mitte steht er selbst, die Hand auf ein Marmorgeländer gestützt, den sanften Blick nachdenklich in die Ferne richtend, als suche er sich zu besinnen, auf welche Weise wir wohl in einen fremden Schlosspark geraten sein mochten. Die Mutter neben ihm, in einem Polster-sessel thronend, hält Elisabeth auf dem Schoß, sie lächelt zwar, aber sehr mühsam und wie gefroren, denn das Kind hängt bedenklich vornüber, es ist offenbar schon wieder der Auflösung nahe.

Und dahinter lehnt noch jemand, den ich gar nicht erkennen würde, wenn ich nicht sicher wüsste, dass ich es selber bin. Vielleicht war ich wegen des Vögelchens, das der Meister angekündigt hatte, im entscheidenden Augenblick so gänzlich ausser

mir, anders wüsste ich es nicht zu deuten, warum sozusagen Tür und Tor in meinem Gesicht offenstehen. So oft ich dieses Bild betrachte, bewegt mich mein brüderliches Gefühl von herzlicher Rührung im Anblick meiner Ungestalt, und von Dankbarkeit, weil es doch nicht völlig dabei geblieben ist.

Aber eigentlich brachte ich es wohl in keinem Lebensalter zu einem deutlichen Begriff meiner selbst. Wenn ich es so ausdrücken könnte, wie ich es meine, würde ich sagen, dass ich die Jahre her wohl allmählich mit der Welt bekannt wurde, jedoch immer nur zufällig und nach Gelegenheit. Mein inneres Wesen hat sich dabei kaum verändert. Ich helfe mir noch heute mit Einsichten, die ich schon auf Kindesbeinen erwarb, und ebenso oft entdeckte ich alte Irrtümer, die mich längst um mein ganzes Ansehen hätten bringen müssen, wenn ich es nicht mit Hilfe meiner eingeborenen Verschlagenheit immer wieder so einzurichten wüsste, dass mich die Leute für schwierig halten, wo ich nur unsicher bin, oder für hintergründig und verschlossen, während ich in Wahrheit nur schweige, weil ich durchaus nichts zu sagen weiss. Alles in allem habe ich freilich auf solche Art weit mehr von meinem natürlichen Erbteil vergeudet, als ich dazugewinnen konnte, und es wäre übel um mein Alter bestellt, käme nicht auch mir ein Umstand zustatten, der eigentlich wohl unser ganzes unseliges Geschlecht von dem verdienten Untergang rettet: dass der Mensch, der furchtbare Verwüster, selber so unverwüstlich ist.

Ueber den Sommer war ich wohlhabend geworden. Ich denke noch des Tages, an dem ich zum Postamt ging und meinen ersparten Schatz durch den Schalter schob, die Silberstücke alle blank geputzt, die Geldscheine sauber gebügelt und mit einem seidenen Zopfband umschnürt. Der Beamte tat seine Arbeit sorgfältig, es lag eine feierliche Achtung in der Art, wie er die Summe abzählte und die grösseren Scheine gegen das Fenster prüfte, nicht, weil er mir zutraute, dass ich mich gelegentlich ein wenig mit Falschmünzerei befasste, sondern, damit sich kein geringster Zweifel und kein Zufall in unseren Handel schlichen, ehe er die Ziffern in das Sparbuch schrieb. Dann reichte er auch mir die Feder heraus und zeigte auf die Stelle, wo ich, Bürger des Vaterlandes, meinen Namen neben das amtliche Siegel setzen durfte. So war es denn beschworen und verbrieft. Von nun an, dachte ich, würde der kaiserliche Adler gleich einem brütenden Vogel

auf meinen Gulden sitzen, damit sie sich wunderbar vermehrten. Und wenn ich die nächsten zwanzig Jahre, je länger, je besser, keinen Finger mehr rührte, dann mussten mir Zins und Zinseszinsen ganz von selber über den Kopf wachsen.

Der Vater freilich legte die Sache nicht so aus. Es sei schon recht, meinte er, wenn ich nun dieses Sparbuch hätte. Aber für mich und meinesgleichen liege der Segen des Geldes eigentlich darin, dass es die anderen Leute hätten.

Das war nun wieder einer von den wunderlichen Sprüchen, die sich mein Vater gelegentlich ausdachte, während er mit der Briefftasche von Tür zu Tür ging. Es war ja immer still in seinem Kopf, niemand, nicht einmal ein Vogel konnte ihm dazwischenschwatzen, wenn er sich Gedanken machte. Manches dergleichen habe ich lange behalten, ohne es zu verstehen, nur weil es so sonderbar klang, und oft erst nach Jahren entdeckte ich, dass es ein Spass gewesen war, aber ein hintergründiger. Ein anderes Mal wieder entzündete sich plötzlich ein solches Wort in einer dunklen Stunde und leuchtete mir als ein tröstliches Licht, wie jenes vom Sterbenmüssen, das mir erst wieder einfiel, als ich einmal auf den Tod krank war und Geduld und Mut verlor. Der Mensch, hatte der Vater gesagt, der Mensch lebt, solange es ihn freut.

Also mag vielleicht wohl auch in seinem Scherz vom Segen fremden Reichtums eine Wahrheit stecken. Vermöchte ich sein Wort recht auszuliegen, könnte ich überhaupt erklären, wie es zugeing, dass mein Vater zeitlebens so arm und dabei so fröhlich blieb, beides aus Bestimmung, oder eins durch das andere — wüsste ich das, so wüsste ich mehr. Vielleicht lag das Geheimnis seiner Lebenskunst einfach darin, dass er seine Arbeit liebte. Der Vater war unermüdlich tätig, aber er nahm seine Pflichten nicht wie ein Kreuz auf sich, wie eine quälende Last, die der Arme schleppen muss, um dafür dem launischen Himmel ein wenig vom Glück des Müssigganges abzunütigen. Für ihn lag das Glück in der Arbeit selbst. Mühsam und schwierig wurde ihm das Leben erst, wenn er einmal nichts zu tun hatte.

Heutzutage legt man das alles anders aus, versteht sich, mein Vater war kein Mann des Fortschritts. Niemand kann einen goldenen Braten essen, sagte er. Er sah das Heil nicht darin, Recht zu fordern, sondern recht zu tun. Nach der Meinung des Vaters konnte ein Mensch auf zweierlei Art ums Leben kommen, einmal, wenn er starb,

ausserdem aber auch, indem er unehrlich wurde, und das war in seinen Augen ein weit schrecklicherer Tod als der leibliche. Nicht, dass der Vater einen so gestorbenen Menschen verachtet hätte, aber er betrauerte ihn und sprach von ihm noch wie von einem Abgeschiedenen. So bitter ich es beklage, dass ich ihn so früh verlor, eines tröstet mich doch daran: er hat die Schande seines Sohnes nicht erleben müssen, und nicht die Zeit, die dem Wahn Gewalt gibt, das Heilige gering zu schätzen und wie in Pestzeiten Tote und Lebendige durcheinander zu begraben.

11. Kapitel

Indessen aber, ehe ich dem Teufel der Habsucht ganz verfallen konte, griff die Vorsehung nach mir, um meine Seele zu retten.

Ich sollte zum ersten Male zur Beichte und zum Tisch des Herrn gehen.

Bis dahin dachte ich mir Gott ungefähr meinem Paten ähnlich, nur dass er irgendwo jenseits wohnte und mir nie eindeutig zu verstehen gab, ob ihn mein Wandel erfreute oder ärgerte.

Nach der Meinung des Kaplans war ich einst bei der Taufe mit dem Engelsgewand der Unschuld beteiligt worden, aber es war kein dauerhaftes Kleid gewesen und ich hatte es die Jahre her nicht sehr schonen können. Als der Kaplan nun meiner Seele gleichsam das Hemd über den Kopf zog, um es vor mir auszubreiten, da zeigte sich, dass kaum noch ein guter Fleck daran zu finden war. Es stand dahin, ob es gelingen konnte, dieses geschändete Gnadenkleid noch einmal rein zu waschen und auszubessern, im heissen Wasser der Reue, wie der Kaplan sagte, und mit dem endlosen Faden der Geduld Gottes, wenn anders ich überhaupt durch die Langmut und nicht eher infolge einer gewissen Nachlässigkeit des Schöpfers bisher seiner Gerichtigkeit entgangen war.

Das alles bewegte mich sehr, wenn ich um die Abendzeit neben den anderen Sündern im Kirchenstuhl sass, während der Kaplan mit hallenden Schritten hin und wider ging und die Tafeln des Gesetzes auslegte. Zwar, unter den Zehn Geboten gab es einige, an denen ich zur Not vorbeischlüpfen konnte. Ich brauchte sicher keinen Ehebruch zu bekennen und keinen Mord, wenn Gott nicht etwa auch seine Schmetterlinge und Regenwürmer nachgezählt hatte. Aber das Gestrüpp der Laster wucherte ja unabsehbar. Nicht genug an den

sieben schweren Sünden, es gab auch noch neun fremde, die man gar nicht selber zu verüben brauchte, und fünf weitere zählte die Kirche dazu. Wie konnte ein schwacher Mensch auch nur den Hut rücken, um den Nachbar zu grüssen, ohne ein wenig Hoffart oder Neid hineinzumischen? Und wenn er es ganz bleiben liess, dann geschah es vielleicht aus Zorn oder aus Trägheit, so dass er noch über der letzten Todsünde straucheln musste. Aber selbst wenn es gelang, den verborgensten Unrat im Herzen aufzustöbern, am Ende war doch alle Mühe vergebens angesichts der himmelschreienden Sünden. Hatte ich etwa niemals jemandem den schuldigen Lohn vorenthalten? Konnte nicht sogar meine leibliche Schwester in dieser Sache gegen mich zeugen? So betrachtet, zählte ich zu jenen Unglücklichen, die in Sack und Asche nach Rom pilgern mussten, weil nur der Papst selber genug Macht hatte, sie aus dem Bann zu lösen.

Fürs erste, der besseren Uebersicht halber, schrieb ich meine Sünden nach Rang und Gewicht auf einen Streifen Papier. Das war ein langwieriges und schweisstreibendes Geschäft. Bis in den Schlaf hinein fischte ich in dem trüben Tümpel meines Gewissens, immer wieder glückte mir ein Fang. Dann lief ich eilends und verschwand mit meinem Zettel durch eine gewisse Tür, jene einzige, die auch ich hinter mir zuschliessen durfte.

Die Mutter sah meine Bussgänge mit Sorge, sie hielt dafür, man müsse diesem zehrenden Uebel mit etwas Stopfendem beikommen, mit Brennsuppe oder getrockneten Heidelbeeren. Und nicht genug damit, zuletzt spielte ihr mein Unstern auch noch das ganze Verzeichnis in die Hände. Anders als die Kirche, meine geistliche Mutter, wollte die leibliche durchaus kein Beichtgeheimnis gelten lassen, nicht einmal die Regel, dass jedem Reumütigen vergeben wurde, ehe er zu sühnen hatte. Sie prüfte meine Rechnung und beglich sie auch sofort, nicht in Vaterunsern, sondern in Kopfstücken.

So musste ich am Tage des Gerichtes ohne jeden Behelf in den Beichtstuhl treten. Aber es war ein mildes Gericht, das schnell vorüberging. In der dämmrigen Nische kniend, gewahrte ich das gute, faltige Gesicht des Pfarrers, ich sah, wie mein hastiger Atem das weisse Haar an seiner Schläfe bewegte, und seltsam, da war mir schon leichter ums Herz. Er nickte aufmunternd zu allem, was ich sagte, fast beifällig, wenn ihm eine besonders fette Sünde ins Ohr geschlüpft war, und zuletzt hob er einfach die Hand und löschte meine Schuld



Eigennützige «Freunde» und Begleiter des Fischers

Die Erdbebenkatastrophe von Agadir hat die ganze Welt erschüttert. Fünfzehn Sekunden haben genügt, einer überheblichen und auf ihre hochentwickelte Technik stolzen Menschheit zu beweisen, dass es noch Mächte gibt, denen sie rat- und machtlos gegenübersteht.

Unsere Bilder zeigen einen kleinen Ausschnitt aus dem nach marokkanischen Begriffen «glücklichen» Leben der Fischer von Agadir. Es war hart; sein Ertrag bescheiden. Der Westeuropäer würde von Elend reden. Nun ist auch all dies Wenige zerstört. Es fehlt am Primitivsten, um das nackte Leben zu erhalten: an Nahrung, Kleidern, Obdach und Medikamenten. Gedenken wir, denen es so gut geht, dieser Aermsten! Trage jeder nach Massgabe seiner Mittel zur Linderung der Not bei. (Internationale Glückskette Basel, Postscheckkonto V 90).

E. O.

mit einer einzigen segnenden Gebärde aus, Geheucheltes und Gelogenes, und gestohlene Rosinen und alles miteinander. Ich spürte wirklich, wie es der Kaplan verheissen hatte, eine überirdische Leere und Leichtigkeit im Kopf, ein zwiespältiges Gefühl unbehaglicher Verklärtheit, ähnlich jenem, das mich auch befiel, so oft die Mutter daran ging, von aussen her mit Seife und Reissbürste den Menschen blosszulegen, der ich eigentlich sein sollte.

Diesmal freilich, von beiden Seiten her gesäubert, förmlich ausgelaugt und durchsichtig, geriet ich in einen Zustand von derartiger Hinfälligkeit, dass mich allein schon meine Schwäche vor allen Anfechtungen schützen musste. Obendrein lag ich die halbe Nacht schlaflos, nicht wie sonst mitunter, sondern im Gegenteil, weil mich die Sorge quälte, ob es mir gelingen würde, ohne Milchsuppe bis zum Mittag am Leben zu bleiben. Denn man erzählte sich grausige Geschichten von Leuten, die böswillig oder nur aus Nachlässigkeit nicht gänzlich nüchtern zum Tisch des Herrn traten und auf der Stelle gerichtet wurden, selbst einer verschluckten Mücke wegen, oder weil sie ein paar Regentropfen unterwegs von den Lippen schlürften.

Dergleichen sollte mir nicht zustossen. Vom grauen Morgen an sass ich achtsam auf meinem Schemel, gerüstet mit Kerze und Gebetbuch, mit Schwert und Schild gewissermassen, wie die Schrift sagt: wachet und betet! Und als mir der Versucher in Gestalt Elisabeths die Schleife von meinem geweihten Wachlicht zog, überwand ich meinen gerechten Zorn und verzieh es ihr, bis zum Abend. Denn an diesem einen und einzigen Tag war ich wirklich von ganzem Herzen gut und gottselig fromm und auch willens, es zu bleiben. Ich weiss nicht, weshalb es mir dann doch nicht gelang und warum ich seither den Garten meines Kinderglaubens nicht mehr wiederfinden konnte.

Gleich einer Frühlingsau prangte die Kirche mit zartem Birkenlaub und einer Fülle von Blumen. Die Orgel säuselte lind dazu und hinter uns unter der Empore schluchzten verhalten die Mütter, als der Kaplan sagte, auch wir seien Blüten, dürstend nach dem Himmeltau, oder sonst etwas rührend Unschuldiges, die Mädchen zumindest, diese schneeweisse Lämmerschar zur Rechten.

Mir freilich folgte auch in dieser Stunde jenes rätselhafte Verhängnis, das mich schon in der Wiege anfiel und warhscheinlich noch ins Grab

begleiten wird. Denn als ich vor dem Speisegitter kniete und als der Pfarrer die weisse Scheibe aus dem Kelche hob, um sie behutsam auf meine Zunge zu legen, da erschreckte mich plötzlich der Gedanke, dass es mir vielleicht nicht gelingen werde, das heilige Brot ungekaut zu schlucken. Und wahrhaftig, was mir sonst am geläufigsten war, missglückte in diesem Augenblick. Irgendwo im Halse blieb die Hostie kleben und ich musste ihr mit dem Finger weiterhelfen, um nur das Aergste zu verhüten, der Kaplan sah es mit Entsetzen.

Hinterher lief ich zum Pfarrer und klagte ihm mein Unglück. Vielleicht, schlug ich ihm vor, musste ich geräuchert werden oder er fand sonst ein kräftiges Mittel, um den Frevel noch einmal zu sühnen. Aber der gute Mann lächelte nur und meinte, der liebe Heiland habe seinerzeit viel Aergeres erdulden müssen, er werde mir gewiss nichts weiter nachtragen und trotzdem in meinem Herzen wohnen mögen, wenn er es nur sonst sauberer fände als meine Finger.

Nun, ich zweifelte trotzdem noch lange, ob man diese Sache so leicht nehmen durfte. Das lag nur in der Art des Pfarrers, dass er seinen Hirtenstab nicht wie einen groben Stecken handhabte, um den Wölfen damit zu wehren, sondern dass er ihn eher wie einen Oelzweig des Friedens unter die Leute trug — lasst es gut sein, war sein zweites Wort. Deshalb galt er auch nicht eben viel in der Gemeinde. Ein wenig glich der Pfarrer dem hölzernen Heiligen, der an der Kirchenmauer in einer Nische stand, fast unbeachtet und ohne jeden Einfluss hüben und drüben. Man wusste nicht einmal, wie er hiess und welchen Beruf er ausgeübt hatte, ehe ihm das Werkzeug aus den vorgestreckten Händen fiel, Kette oder Beil, denn mehr als ein Märtyrer mochte er wohl nie gewesen sein. So genoss er nur bei Spatzen und Eidechsen noch ein wenig Zutrauen, wie der Pfarrer bei Kindern und alten Leuten.

Aber immerhin war der alte Herr noch behend auf den Beinen, Tag und Nacht unterwegs und beschäftigt, Streit zu schlichten und Friede zu stiften. In dieser Hinsicht hatten die Leute ihre liebe Not mit dem Herrn Pfarrer. Wo immer sich ein Ehepaar in den Haaren lag, gleich kam er dazwischen-gerannt, und was er sagte, war von einer solchen Einfalt, so gänzlich verkehrt und fehl am Ort, dass Mann und Frau auf der Stelle schworen, sich wieder zu vertragen, nur damit sie den Pfarrer loswürden.

Vollends nach Märkten oder Hochzeiten, wenn beim Tanz endlich die ersten Bierkrüge an die Wand flogen, sah man immer auch den Pfarrherren im Gedränge. Liebet einander, schrie er und bohrte hartnäckig seinen weissen Kopf in den Knäuel. Stuhlbeine unterlief er im Schwung und gebot der Gewalt, einfach, indem er ihr überall zugleich im Wege stand. So sehr man darauf achtete, die geistliche Friedenstaube zu schonen, ganz unbeschädigt blieb sie selten. Etliche Tage hinkte der Pfarrer ein wenig, und wenn er einem Holzknecht für seinen Gruss dankte, dann zeigte sich mitunter, dass sie beide eine Beule unter dem Hut zu verbergen hatten.

So war der Pfarrer durchaus kein Vorbild, sondern eher ein Aergernis, weil im gemeinen Leben das Gute gleich übel ausschlagen kann wie das Böse, wenn man nicht masszuhalten weiss. Die Gemeinde wäre bald zu einer Bande von Tagedieben und Verschwendern herabgesunken, hätte sie sich genau an das Beispiel ihres Hirten halten wollen.

Die Schwester des Pfarrers führte ihm die Wirtschaft, sie beklagte sich oft bei meiner Mutter, wie schwierig es war, mit dem Bruder hauszuhalten. Hochwürdig sei er nur von Amts wegen, insgeheim aber verschlagen und diebisch wie eine Elster. Obwohl sie Kisten und Kasten sorgfältig verschloss und die Schlüssel alle an ihrer Hüfte trug, an einer Stelle also, die noch nie eine sterbliche Hand berührt hatte, so fehlten dennoch immer einmal ein Dutzend Eier oder eine Speckseite aus der Speisekammer. Der Pfarrer, sagte die Köchin erbittert, würde die Glatze von seinem Kopf verschenkt haben, wenn er nur jemand hätte finden können, der sie haben wollte.

Die Woche über glückte es ja, ihn in Gewahrsam zu halten. Am Sonntag jedoch begehrte der Pfarrer auszugehen, nur um ein Glas Bier zu trinken, wie er heuchlerisch behauptete. Es half nichts, man musste ihm wohl oder übel Hut und Regenschirm und einen guten Rock ausfolgen, damit er nicht in seinem geflickten Talar ein Gespött der Leute würde. Abends kam er dann zurück, barhaupt nicht selten, sogar in Hemdärmeln, und die Schwester konnte nur noch eilig von einer Keusche zur anderen laufen und zusehen, dass sie etliches von dem wieder einsammelte, was der Pfarrer sorglos unterwegs vergeudet hatte.

Damit sich mein Entschluss, künftig ein frommes Leben zu führen, nicht gar zu schnell wieder

verflüchtigte, liess es die Mutter zu, dass mich der Mesmer in die Schar der Messbuben aufnahm. Aber alles Erhabene verliert sogleich seinen Glanz, wenn es in die Nähe der Menschen gerät.

Deshalb verblassten mir auch die geheimnisvollen Vorgänge am Altar zu gewöhnlichen Diensten und Handreichungen, seit ich nicht mehr neben der Mutter im Kirchenstuhl sass, sondern selber das Chorhemd und den roten Kragen trug und ungescheut im allerheiligsten Bereich herumstolpertn durfte. Anfangs stiftete ich noch einiges Unheil mit dem Messgerät, das wir nach gewissen Regeln ständig hin- und herzutragen hatten. Der Kaplan beklagte sich heftig, weil er sie nie dort fand, wo er es brauchte, er meinte, ich werde wohl erst beim jüngsten Gericht, und dann zu meinem Schrecken, erfahren, wie links und rechts zu unterscheiden sei. Aber dann stellte mich der Pfarrer mit dem Rauchfass in die Mitte, auf diese Weise gelang es ihm, mein Gebrechen wenigstens bei feierlichen Aemtern unschädlich zu machen.

Manchmal durfte ich den Pfarrer bei Verschönerungen begleiten. Dieses Geschäft zählte zu den begehrtesten, denn es war Brauch, dass der Geistliche und sein Gehilfe hinterher reichlich bewirtet wurden, wenn es ihnen gelang, den Sterbenden noch bei Lebzeiten anzutreffen. Sonst freilich konnte es geschehen, dass schon das ganze Trauerhaus in Tränen schwamm und dass niemand mehr daran dachte, Krapfen und Buttermilch aufzutragen.

Deshalb eilten wir aus Leibeskräften über Stock und Stein, mit gleichem Eifer, wenn auch mit ungleichen Zielen, denn der Pfarrer hatte die ungetröstete Seele vor Augen, ich aber die volle Schüssel. Oft, wenn dem alten Herrn der Atem zu versagen drohte, vergass ich alle Ehrerbietung und schob ihn gewaltsam vor mir her, so dass er gewissermassen vierbeinig und im Galopp am Sterbebett eintraf.

Hinterher, wenn alles getan war und der lebensmüde Mensch getröstet und zufrieden auf seine Stunde warten konnte, dann zeigte sich der Pfarrer von einer ganz anderen Seite. Auf dem Heimweg liefen wir stundenweit durch Halden und Wälder, und erst, wenn wir wieder auf gebahnte Wege kamen, liess sich der Pfarrer von Moos und Nadelnstreu säubern, und wir trösteten einander wegen der Vorwürfe, die wir beide daheim zu erwarten hatten.

(Fortsetzung folgt)